

Retrospektive Daniel Spörri im Kunstmuseum Solothurn. Kurator: André Kamber

Feuilleton

Wenn die Wirklichkeit zur Falle wird

Retrospektive Daniel Spörri im Kunstmuseum Solothurn

Daniel Spörri hat in den sechziger Jahren ein Kapitel Kunstgeschichte geschrieben. In den «Fallen-Bildern» kippt er gelebte Wirklichkeit ohne kreative Eingriffe in die Ebene der Kunst. Ob in der Schweiz, in Paris oder in Deutschland – immer hat Daniel Spörri Kunst mit und für Freunde gemacht.

VON ANNELISE ZWEZ

Spörri's Dialoge mit Künstlern wie André Thomkins, Dieter Roth, Jean Tinguely, Meret Oppenheim u. v. a. m. sind wechselseitig spürbar. Viele dieser Künstler haben in Solothurn ausgestellt – Spörri spricht sogar von seinem «Haus-Museum» und meint damit primär die Freundschaft, welche Künstler aus seinem Umfeld mit dem Solothurner Museumskonservator, André Kamber, verbindet. So war es für Spörri klar, ihn zu bitten, die grosse Retrospektive zu seinem 60. Geburtstag zu realisieren. Nach einer ausgedehnten Europa-Tournee ist sie nun als Finissage bis zum 16. Juni in Solothurn zu sehen.

Tänzer, Regisseur und Künstler

Daniel Spörri wurde 1930 als Daniel Isaac Feinstein in Rumänien geboren. Sein Vater war lutheranischer Missionar jüdischer Abstammung. Obwohl protestantisch, wird er 1941 als Jude gefangen und ermordet. Die Mutter – die Schweizerin Lydia Spörri – flieht 1942 mit ihren Kindern in die Schweiz. Der Basler Philosoph Hans Saner sieht in der identitätsauflösenden Jugend Spörri's eine Grundstruktur des künstlerischen Werkes (vgl. Essay H. S. im Katalog). Die Entwurzelung hatte vor allem zwei Auswirkungen: Daniel Spörri war keinerlei Tradition verhaftet und konnte darum zu neuen, eigenen Traditionen aufbrechen. Weil er keine Heimat hatte, suchte er sie im Leben mit Freunden. Auftritte sind oft mehrschichtig. So wurde Spörri zuerst Tänzer und später Regisseur. In Bern inszenierte er als erster überhaupt Picassos Drama «Wie man Wünsche beim Schwanz packt», und dies mit völlig unorthodoxen Mitteln. 1959 wechselte Spörri Land und Metier. In einem kleinen, muffigen Zimmer in Paris wurde er bildender Künstler. 1960 stellt er erstmals «Fallen-Bilder» aus. Man muss sich diese so vorstellen: Spörri isst zusammen mit einem Freund. Nach dem Kaffee stehen sie auf, und Spörri erklärt die Tisch-Szene zur Kunst. Er nimmt den Tisch, klebt alles – auch Essreste – feinsäuerlich fest, lackiert das Ganze, kippt



Alltägliches als Nichtalltägliches: «Le pauvre chevalier» von Daniel Spörri, 1987. Aufnahme: Musée d'art et d'histoire Genève

es von der Horizontalen in die Vertikale und hängt es als Kunst auf. Die Wirklichkeit wird zur Falle, indem

es als Kunst nicht mehr dasselbe bedeutet. Spörri spricht von einer Provokation für die Augen.

Fixierte Momente

Obwohl Spörri von seinem Gesamtwerk als «Fallen-Bild» spricht, gibt es doch sehr unterschiedliche Formen. Immer geht es jedoch darum, den Betrachter mit Alltäglichem in nicht alltäglichen Zusammenhängen zu konfrontieren. Die Überraschung kann dabei sehr unterschiedlich sein: In den eigentlichen «Fallen-Bildern» sind der Phantasie Grenzen gesetzt durch die Fixierung eines Moments. In anderen Werken, in denen Spörri in surrealistischer Manier Nichtzusammengehörendes kombiniert, regt er hingegen die Phantasie der Betrachter an. Aus ersteren hat sich in den sechziger Jahren auch die Eat-Art entwickelt – Kunst zum Essen. Sie spielte sich vor allem rund um die diversen von Spörri betriebenen Restaurants ab, in denen er als Koch wirkte. Dass dabei überbordende Lust am Essen mit Schwang, steht ausser Zweifel. Spörri ist aber immer gleichzeitig ein reflektierender Künstler, und so ging und geht es ihm immer auch um die philosophischen Momente, die sich abspielen, zum Beispiel beim Essen, beim Insichhineinnehmen von gekochten Objekten, sie umwandeln in eigene Energie und ausschleiden von Abfall. Das ist bis heute so, ob er nun einen Kitsch-Teppich mit einem strahlenden Jesus in einen Schamanen verwandelt und «Dieu caché» nennt, oder ob er Pferdefüsse, ein Joch und einen Fechthelm kombiniert und «Pauvre chevalier» betitelt.

Immer nur dasselbe?

Die Ausstellung zeigt Werke von 1959 bis 1989. In der dichtgedrängten Fülle spiegelt sich der temperamentvolle Output des Künstlers. Wenn der Funke nicht so recht springen will, so liegt das an Mehrerlei: Ein «Aufzählen» der Werke vermittelt die Atmosphäre der Entstehungsprozesse nicht. Ein «Aufzählen» verleitet allzu leicht zum Schluss: Alles dasselbe. Eine grundsätzliche Erneuerung nach 1970 ist nicht spürbar. Die Problematik ist bekannt: Wie kann man einen grenzüberschreitend arbeitenden, charismatischen Künstler im Museum zeigen? Wohl nur in einer mit theatralischen Mitteln aufwendig gestalteten Inszenierung. Der Katalog, gespickt mit wertvollen Informationen, vermag etwas vom aussergewöhnlichen Künstler Spörri zu beschwören, doch eigentlich sollte dieser Funke in der Ausstellung selbst springen, und das tut er nicht. Die Auseinandersetzung lohnt sich nichtsdestotrotz.